

Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen

Dagmar Stahlberg und Sabine Sczesny

Zusammenfassung. In der feministischen Linguistik wird angenommen, daß maskuline Bezeichnungen, die generisch benutzt werden (Bezeichnungen von Personen beiderlei Geschlechts durch die maskuline Form, wie z. B. *die Wissenschaftler, die Studenten*), weibliche Personen weniger vorstellbar oder sichtbar machen als männliche Personen. Verschiedene experimentelle Untersuchungen konnten diese Annahme für den englischen Sprachraum bestätigen. Für die deutsche Sprache existieren dagegen bislang sehr wenige Studien zu dieser Frage. Es werden vier Experimente vorgestellt, die untersuchen, ob unterschiedliche Sprachversionen – ‚Beidnennung‘ (*Studentinnen und Studenten*), ‚Neutral‘ (*Studierende*), ‚Generisches Maskulinum‘ (*Studenten*) und ‚Großes I‘ (*StudentInnen*) – den gedanklichen Einbezug von Frauen beeinflussen. Über alle Experimente hinweg zeigte sich, daß bei Personenreferenzen im generischen Maskulinum ein geringerer gedanklicher Einbezug von Frauen zu beobachten war als bei alternativen Sprachformen wie der Beidnennung oder dem ‚Großen I‘ (z. B. seltener Nennungen von beliebten weiblichen Persönlichkeiten oder von politischen Kandidatinnen für das Amt des Bundeskanzlers/der Bundeskanzlerin der BRD).
Schlüsselwörter: Generisches Maskulinum, Stereotype, Deutsche Sprache

Effects of the generic use of the masculine pronoun and alternative forms of speech on the cognitive visibility of women

Abstract. Feminist linguistics have postulated that a masculine pronoun that is used in a generic sense ("he" to indicate a male or female doctor) facilitates the cognitive representation of a man compared to a woman and therefore makes women less visible. Several experimental studies have confirmed this assumption with regard to the English language. Concerning the German language this question has been addressed only in very few studies. Four experiments are presented that were conducted in Germany to determine the influence of language variations when using nouns (generic masculine: *Studenten*; neutral: *Studierende*; feminine-masculine pairs: *Studentinnen und Studenten*; and capital "I" forms: *StudentInnen*) on the cognitive representation of women. Consistently over studies, in the generic masculine condition we found a lower visibility of women than in the alternative language conditions "feminine-masculine pairs" and "capital I" (e. g., lower numbers of female favorite public figures or female candidates for the chancellor position in Germany).

Key words: generic masculine, stereotypes, German language

„Kampf der Geophysiker gegen das Image einer Randwissenschaft. Auf der Jahrestagung der Deutschen Geophysiker gehen die Wissenschaftler in die Offensive“. Stellen Sie sich vor, Sie würden diese Schlagzeile in einer Tageszeitung lesen. Welche Bilder ruft sie bei Ihnen hervor? Denken Sie jetzt ausschließlich an männliche Geophysiker und männliche Wissenschaftler? Wie würden Sie auf die Frage antworten, wie hoch der Prozentsatz von Wissenschaftlerinnen auf dieser Tagung Ihrer Meinung nach gewesen sei? Und würden Sie vielleicht anders urteilen, wenn in der Überschrift von Geophysikerinnen und Geophysikern oder gar von GeophysikerInnen mit dem „Großen I“ die Rede gewesen wäre?

Das Problem, um das es im vorliegenden Beitrag¹ geht, ist mit diesem kleinen Gedankenexperiment ange-rissen: die Verwendung maskuliner Bezeichnungen als

Allgemeinform und die Konsequenzen einer solchen Verwendungspraxis für die Sichtbarkeit oder den gedanklichen Einbezug von Frauen.

Das Generische Maskulinum

Vom generischen Maskulinum wird gesprochen, „wenn Bezeichnungen für männliche Personen auch zur Be-

¹ Wir danken den folgenden StudentInnen und Kolleginnen für ihre Zusammenarbeit bei den in diesem Beitrag vorgestellten Studien: Friederike Braun, Constantin Dony, Elke Flumm, Anja Gottburgsen, Sabine Kindsvater, Beate Kirdorf, Jens Kowalski, Manuela Langkath, Claudia Otto, Frederik Pohl, Hiltrud Rudolph, André Siegel und Silke Sorgenfrey.

zeichnung von allgemein Menschlichem, von gemischten Gruppen, von Personen unbekannt und unspezifizierten Geschlechts verwendet werden“, z. B. „Der Wähler hat entschieden“, „Die Studenten melden sich zu Wort“, aber auch „der Mann auf der Straße, der Doktorvater usw.“ (Braun, 1996, S. 54).

Vorweggeschickt sei, daß das Thema geschlechterrechte oder sexistische Sprache immer auch ideologische oder wertebasierte Überlegungen aktiviert. Um solche Einstellungen, wertebasierte Entscheidungen und Argumente soll es jedoch im folgenden nicht gehen. Aus wissenschaftlicher Sicht interessiert vielmehr, ob generisch maskuline Ausdrücke von Personen insgesamt tatsächlich zu einer geringeren gedanklichen Repräsentation von Frauen führen als alternative Sprachformen wie beispielsweise die explizite Nennung beider Geschlechter oder das „Große I“. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht läßt sich dieses Problem in die Frage übersetzen, ob Genus und Sexus als voneinander unabhängig betrachtet werden können oder ob nicht vielmehr das grammatische Geschlecht Assoziationen an das biologische Geschlecht erzeugt.

Die Genus-Sexus-Debatte

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht – die Genus-Sexus-Debatte – hat eine lange Tradition in der Sprachphilosophie. Nach Irmen und Köhncke (1996) taucht diese Frage erstmals um 400 v. Christi bei den Sophisten auf und setzt sich in den Sprachwissenschaften bis heute fort. Vereinfacht man beide Extrempositionen der Klarheit halber, so läßt sich die eine Position so charakterisieren, daß Genus und Sexus inhaltlich zusammenhängen, das grammatische Geschlecht spiegele oder habe zumindest bei seiner Entstehung das natürliche Geschlecht widergespiegelt. In mehreren Analysen dieses Zusammenhangs wird zudem darauf hingewiesen, daß eine solche Bindung des grammatischen Geschlechts an das natürliche oft mit einer Bewertung einhergegangen wäre bzw. eine solche zum Ausdruck gebracht hätte, die eine Höherwertigkeit des Männlichen im Vergleich zum Weiblichen impliziere, also eine natürliche Über- und Unterordnung der Geschlechter ausdrücke. So zitiert Hellinger (1990) als Beleg für eine solche Annahme Jacob Grimm, der Ende des 19. Jahrhunderts in der Grammatik das Maskuline als „das frühere, größere, festere, beweglichere, zeugende, das Feminine als das spätere, kleinere, weichere, stillere, leidende, empfangende“ sah (Grimm, 1890, S. 357, zit. nach Hellinger, 1990). Auf diesem Standpunkt beruht, so folgern einige Autorinnen, die Idee, das Maskulinum stellvertretend für das Femininum, aber nicht umgekehrt verwenden zu können.

Die entgegengesetzte Position lautet, daß natürliches und grammatisches Geschlecht keinerlei Beziehung zueinander aufweisen, sondern daß das grammatische Geschlecht eine rein formale Eigenschaft unserer und anderer Sprachen darstelle. Zur Unterstützung dieser Position

wurde z. B. darauf hingewiesen, daß das grammatische Geschlecht verschiedener Substantive in verschiedenen Sprachen nicht immer identisch ist. Während wir z. B. im Deutschen „die Sonne“ und „der Mond“ sagen und in englischsprachigen Ländern gar von „Lady Sunshine“ und „Mr. Moon“ die Rede ist, wird ein solches Bild in Frankreich, Italien oder Spanien weitgehend auf Unverständnis stoßen müssen, da hier von „le soleil“, „il sole“, „el sol“ und „la lune“, „la luna“ gesprochen wird.

Aus der Annahme der Unabhängigkeit von Genus und Sexus folgt im Gegensatz zur zuvor beschriebenen Perspektive eines natürlichen Zusammenhangs zwischen beiden, daß das Maskulinum durchaus generisch verwendet werden könne.

Sichtbarkeit bzw. gedankliche Repräsentation von Frauen

Warum könnte der Gebrauch des generischen Maskulinums eine geringere Sichtbarkeit oder die verminderte gedankliche Repräsentation von Frauen bewirken? Das gewichtigste Argument ist, daß das Maskulinum in der Sprache sowohl als generische Form als auch als spezifisch geschlechtsgebundene Form verwandt werden kann, ohne daß es konsistente Regeln dafür gibt zu erkennen, wann eine maskuline Form das eine oder das andere repräsentiert. Es ist schwierig zu entscheiden, so behaupten verschiedene Autorinnen, wann das Maskulinum in seiner Bedeutung „nur Männer, keine Frauen“ und wann es in seiner generischen Form „Männer und Frauen“ verwendet werde. Für das Französische führt die Schriftstellerin Benoite Groult gar aus: Wenn 40 Frauen und ein Hund eine Kneipe betreten, dann müssen wir den männlichen Plural „ils“ statt des weiblichen „elles“ benutzen (Süddeutsche Zeitung, 9. 7. 97).

Daß der Gebrauch des generischen Maskulinums in diesem Sinne durchaus zu Mißverständnissen führen kann, zeigen die beiden folgenden Beispiele: „Bei der Frage eines Ortswechsels ist der berufstätige Ehegatte des Hochschullehrers ein zentrales Problem geworden ... Eine Studienrätin, Oberärztin oder Richterin kann ihren Beruf nicht ohne weiteres aufgeben, wenn sie am neuen Dienort des Ehegatten keine Stelle findet“ (Werner Thieme, Hinderung oder Förderung der Mobilität? Bemerkungen zum Hochschullehrerdienstrecht. In *Forschung & Lehre*, 2/99, S. 70). „Einem überdurchschnittlich begabten Studenten empfehle ich ... eine Freundin und mit ihr ein Semester an eine amerikanische Spitzenuni zu gehen“ (Wolfgang A. Herrmann, *Der Fragebogen. Über Wissenschaft ...* In *Forschung & Lehre*, 2/99, S. 112). Andere Beispiele werden von Braun (1993) und von Scheele und Gauler (1993) genannt.

Derartige Beispiele leben natürlich von dem hier überraschenden Widerspruch zwischen der jeweils anfänglich vermuteten generischen Interpretation und der nachfolgend durch den sprachlichen Kontext gewonnenen Erkenntnis eines geschlechtsspezifischen Gebrauchs

der maskulinen Formen. Häufig wird aber die Entscheidung, in welcher Bedeutung ein Maskulinum in einem spezifischen Kontext verwandt wird, nur schwer möglich sein.²

Aus psychologischer Sicht erscheint es daher nur folgerichtig, daß die Verbindung zwischen dem generischen Maskulinum, bei dessen Gebrauch die Assoziation einer männlichen Person stets richtig ist, zu einer engen gedanklichen Assoziation von Genus und natürlichem Geschlecht führt. Sprechen wir von Professoren, wird mindestens ein männlicher Vertreter anwesend sein, bei der rein weiblichen Besetzung der Runde wäre auch im Deutschen von Professorinnen die Rede. Dagegen ist die Anwesenheit einer Frau in dieser Gruppe nicht zwingend, da der Gebrauch des Maskulinums hier ebenfalls spezifisch gemeint sein kann. Die Assoziation des maskulinen Genus mit dem Bild einer männlichen Person ist daher eindeutiger und stärker als dieselbe Assoziation mit dem Bild einer Frau.

Im englischsprachigen Raum wurde der Frage nach der Interpretation des generischen Maskulinums schon ab Beginn der siebziger Jahre empirisch nachgegangen. Von den mittlerweile zahlreichen veröffentlichten Arbeiten sei hier exemplarisch auf Hamilton, Hunter und Stuart-Smith (1992), Hyde (1984), MacKay und Fulkerson (1979) sowie Moulton, Robinson und Elias (1978) verwiesen. Die methodischen Ansätze dieser Arbeiten lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Teilnehmenden bekommen Texte im generischen Maskulinum präsentiert und sollen dann den dort beschriebenen Personen Namen geben, Bilder von ihnen zeichnen oder die Frage beantworten, ob sich der Text auf eine Frau beziehen könne. Vergleichsgruppen erhalten Texte, die statt des generischen *he* z. B. *he or she* oder *they* enthalten. Mit großer Übereinstimmung deuten die Ergebnisse in dieselbe Richtung: Das generische Maskulinum löst im Englischen überwiegend die Assoziation ‚männlich‘ aus. Zwar sind auch die anderen Formulierungen nicht immer völlig neutral, lassen aber eher die Vorstellung zu, daß eine Frau gemeint sein könnte.

² Darüber hinaus können entsprechende Maskulina je nach den implizit oder explizit verfolgten Zielen auch generisch oder geschlechtsspezifisch ausgelegt werden. So weist Braun (1993) darauf hin, daß in der Geschichte ein maskulin formulierter Text in einzelnen Fällen nicht generisch, sondern geschlechtsspezifisch interpretiert wurde und damit zum Ausschluß von Frauen bei der Inanspruchnahme bestimmter Rechte führte: Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde einer Medizinerin an der Moskauer Universität die Habilitation verweigert, weil die Habilitationsordnung im generischen Maskulinum abgefaßt war (Dozenten, nicht aber Dozentinnen). Und verschiedene Autorinnen (vgl. z.B. Braun, 1994) weisen auch darauf hin, daß in der Schweiz eines der Argumente, mit denen Frauen lange Zeit das Wahlrecht vorenthalten wurde, die maskuline Formulierung der entsprechenden Gesetzesstelle gewesen sei. Auch die Juristin Grabrucker (1993) betont den rechtsgeschichtlichen Hintergrund des generischen Maskulinums: Als Bürger, Erben usw. kamen über weite Strecken der Geschichte nur Männer in Frage.

Stand der Forschung zum Deutschen

Die Ergebnisse für das Englische lassen auch für das Deutsche ähnliche Befunde erwarten. Im Vergleich zum Englischen besitzt das Deutsche jedoch ein anderes Genusystem: Nicht nur die Pronomen liefern Informationen über die Geschlechtszugehörigkeit der bezeichneten Personen, sondern solche Informationen sind auch in den Substantiven zur Personenbezeichnung selbst enthalten, in den Endungen der Substantive und in den dazugehörigen Artikeln und Adjektiven. Im Deutschen gehört jedes Substantiv zu einer der Kategorien Femininum, Maskulinum oder Neutrum; als Folge sind durch das generische Maskulinum mehr Wortklassen und grammatische Formen betroffen und maskuline Markierungen weiter verbreitet. Auf der einen Seite könnte die Häufigkeit maskuliner Markierungen im Deutschen „männliche“ Assoziationen intensivieren und einen stärkeren „male bias“ als im Englischen erzeugen; auf der anderen Seite, da jedes Substantiv im Deutschen ein grammatisches Geschlecht hat, auch Wörter wie Zahnbürste (fem.) oder Funken (mask.), könnte im Deutschen die Verbindung von Genus und Geschlecht auch als schwächer wahrgenommen werden (vgl. dazu auch Stahlberg, Sczesny & Braun, under review).

Zur Wirkung des generischen Maskulinums im Deutschen finden sich nur wenige empirische Arbeiten (Braun, Gottburgsen, Sczesny & Stahlberg, 1998; Irmen & Köhncke, 1996; Irmen & Kaczmarek, 2000; Scheele & Gauler, 1993). Exemplarisch seien die Ergebnisse von zwei dieser Untersuchungen vorgestellt:

In einer ersten Studie untersuchten Braun, Gottburgsen, Sczesny und Stahlberg (1998; vgl. auch Stahlberg, Sczesny, Braun & Gottburgsen, 1998), ob die Geschlechterzusammensetzung von Gruppen unterschiedlich eingeschätzt wird, je nachdem ob diese Gruppe zuvor im generischen Maskulinum oder in anderen Sprachformen beschrieben wurde. Weibliche und männliche Studierende lasen einen angeblichen Zeitungsbericht über einen wissenschaftlichen Kongreß. Während sich die männlichen Befragten in dieser Studie durch die Sprachversion in ihren Schätzungen des Prozentsatzes von Kongreßteilnehmerinnen nicht beeinflussen ließen, nannten die weiblichen Befragten einen signifikant höheren Anteil weiblicher Kongreßteilnehmer in der Bedingung „Beidnennung“ als in der Bedingung „Generisches Maskulinum“, aber auch als in der Bedingung „neutrale Formulierung“. Die Studie zeigt damit zunächst einmal, daß für einen Teil der Befragten – hier die Frauen – Frauen weniger leicht vorstellbar waren, wenn der Text im generischen Maskulinum verfaßt war.

Irmen und Kaczmarek (2000) untersuchten, welche mentalen Repräsentationen mit generisch maskulinen Personenbezeichnungen verbunden sind, indem sie die Lesezeit eines Satzes als abhängiges Maß verwendeten. Im ersten Satz wurde jeweils ein generisches Maskulinum als Subjekt präsentiert. Im darauffolgenden Satz wurde auf dieses Subjekt entweder generisch, spezifisch maskulin oder spezifisch feminin inhaltlich Bezug ge-

nommen. Zum Beispiel: „Japaner treten immer in Gruppen auf.“ – „Und sie fotografieren alles, was ihnen vor die Linse kommt“ (Generisches Maskulinum), „Viele Kanadier gehen sonntags in die Kirche“ – „Viele ziehen sich dazu ihren besten Anzug an“ (Spezifisches Maskulinum) und „Amerikaner essen gerne Hamburger ...“ – „Wenn sie jedoch schwanger sind, essen sie einen Salat“ (Spezifisches Femininum). Die Ergebnisse belegen die Wirkung der Referenz auf die Lesezeiten des zweiten Satzes: Die kürzeste Lesezeit ergab sich bei Sätzen im generischen Maskulinum, während die inhaltliche Spezifizierung – maskulin oder feminin – zu längeren Lesezeiten führte. Eine Referenz im Sinne des spezifischen Femininums erforderte überdies eine längere Lesezeit, als wenn ausschließlich auf Männer referiert wurde (Spezifisches Maskulinum). Diese Ergebnisse erwiesen sich als unabhängig vom Geschlecht der Teilnehmenden. Gerade das zuletzt genannte Ergebnis spricht für einen geringeren gedanklichen Einbezug von Frauen bei der Verwendung des generischen Maskulinums.

Bislang fehlt jedoch eine umfassende empirische Grundlage, um die deutschen Sprachverhältnisse beurteilen zu können. Von einem reliablen Effekt kann erst dann ausgegangen werden, wenn vielfältige Operationalisierungen und einwandfreie Methoden die Wirkung des generischen Maskulinums belegen. Im folgenden berichten wir über vier weitere experimentelle Studien, in denen die Effekte unterschiedlicher Sprachversionen auf die gedankliche Repräsentation von Frauen systematisch untersucht wurden, wobei unterschiedliche experimentelle Paradigmen und Meßmethoden eingesetzt wurden.

Überblick über die empirischen Studien

Zur Untersuchung der vorliegenden Fragestellung wurden vier experimentelle Studien durchgeführt. Die folgenden Aspekte wurden dabei in besonderer Weise berücksichtigt: 1. Die Aufgaben, die den Teilnehmenden gestellt wurden, sind auch im Alltag der Befragten relevant und kommen dort auch vor (vgl. Studie 1 bis Studie 3). Diese Maßnahme trägt zu einer höheren ökologischen Validität der Ergebnisse bei und kann Auskunft über die Konsequenzen des generischen Maskulinums auf die Sichtbarkeit von Frauen in Bereichen der Gesellschaft wie Politik oder Kultur geben. 2. Als abhängige Messungen wurden weiterhin nicht nur direkte Maße wie beispielsweise Prozentschätzungen oder Satzergänzungen analysiert, sondern als ein indirektes Maß auch Reaktionszeiten (vgl. Studie 4). Damit sollte vermieden werden, daß es sich bei den Ergebnissen um die Folgen reaktiver Messungen handelt (vgl. entsprechende Kritik von Rothermund, 1998; sowie entsprechende Befunde zu Lesezeiten bei Irmen & Kaczmarek, 2000, oder zu Reaktionszeiten bei Irmen & Köhncke, 1996). 3. Des Weiteren wurde die Wirkung alternativer Sprachformen wie Beidnennung (in allen vier Studien) oder „Großes I“ (vgl. Studie 3 und Studie 4) detaillierter untersucht (vgl. auch Scheele & Gauler, 1993; Experiment 2 in Stahlberg, Sczesny & Braun, under review) 4. Schließlich wurde als

mögliche Variable, die die Spracheffekte moderieren könnte, die Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache in eine Untersuchung aufgenommen (vgl. Studie 4). Nach bisherigen Ergebnissen zum Englischen produzieren beide Geschlechter meist männliche Vorstellungsbilder auf generisch maskuline Formen; auf alternative Sprachformen reagieren insbesondere Frauen stärker mit weiblichen Vorstellungsbildern im Vergleich zu Männern (vgl. z. B. Gastil, 1990; Prentice, 1994). Prentice (1994) führt derartige Geschlechtseffekte auf die unterschiedlichen Einstellungen der Geschlechter zurück, nämlich darauf, daß „women are probably more sympathetic to the goals of reducing male bias in language than are men“ (p. 16).

Die Nennung von beliebten Persönlichkeiten – Studie 1

In der ersten Studie wurde 46 männlichen und 50 weiblichen Studierenden ein Fragebogen vorgegeben, der an ein Instrument angelehnt war, das die Frankfurter Allgemeine Zeitung zur Befragung prominenter Personen einsetzt (vgl. Kindsvater, 1996; Experiment 1 in Stahlberg, Sczesny & Braun, under review). Die Befragten nahmen an einer Untersuchung teil, in der angeblich die Unterschiede zwischen Studierenden und Nicht-Studierenden in einem Fragebogen zu persönlichen Meinungen und Vorlieben erkundet werden sollten. Sie wurden aufgefordert, 16 Fragen zu beantworten, wie z. B.: „Was ist für Sie das größte Unglück?“, „Ihr Hauptcharakterzug?“ Die kritischen sechs Fragen betrafen dabei Aussagen der Befragten über ihren liebsten Romanhelden, ihre Helden in der Wirklichkeit, ihre Lieblingsmaler, -musiker und -sportler. Neben dieser im generischen Maskulinum formulierten Fragebogenvariante gab es zwei weitere Sprachversionen: Geschlechtsneutrale Formulierungen der kritischen Items (Ihre liebste heldenhafte Romanfigur) und die Beidnennung (Ihre liebste Romanheldin, Ihr liebster Romanheld).

Die Daten wurde mittels einer 3 (Sprachform: Generisches Maskulinum vs. Neutral vs. Beidnennung) × 2 (Geschlecht der Befragten: Weiblich vs. Männlich) -faktoriellen ANOVA mit der abhängigen Variablen „Anzahl der genannten Frauen“ ausgewertet. Die ANOVA ergab einen signifikanten Haupteffekt „Sprachform“ ($F[2, 90] = 4.93, p < .01$): Der Kontrast zwischen generischem Maskulinum und den beiden zusammengefaßten Bedingungen Neutral/Beidnennung war signifikant ($p < .05$). Die Anzahl der genannten Frauen unterschied sich nicht in den beiden Bedingungen „neutral“ und „Beidnennung“ ($p = ns$). Darüber hinaus war der Haupteffekt „Geschlecht der Befragten“ signifikant ($F[1, 90] = 12.53, p < .01$), wobei von weiblichen Befragten eine größere Anzahl Frauen genannt wurde als von männlichen Befragten ($M = 1.81$ vs. $M = .83$). Es gab keine Interaktion von „Sprachform“ und „Geschlecht der Befragten“ ($F[2, 90] = .98, p = .38$). Sowohl die weiblichen als auch die männlichen Befragten nannten somit mehr weibliche Personen, wenn die Frage als neutrale Formulierung oder

in der Beidnennungsform formuliert worden war, als wenn das generische Maskulinum gewählt worden war. Das Experiment zeigt, daß der Abruf weiblicher und männlicher Exemplare aus dem Gedächtnis in der erwarteten Richtung durch die Verwendung der verschiedenen Sprachversionen beeinflusst wird.

Die Kandidatur für eine Wahl – Studie 2

In dieser Studie baten wir 61 männliche und 59 weibliche Studierende in unterschiedlichen Sprachformen darum, uns mitzuteilen, wen sie der CDU bzw. der SPD als Kandidatin oder Kandidaten für das Kanzleramt bei der nächsten Bundestagswahl empfehlen würden (es handelte sich um die Wahl im Jahre 1994; vgl. Stahlberg & Sczesny, 1999; sowie Experiment 3 in Stahlberg, Sczesny & Braun, under review). Die Studierenden wurden gefragt: (1) „Welcher CDU-Politiker sollte Ihrer Meinung nach bei den nächsten Bundestagswahlen für das Amt des Bundeskanzlers kandidieren?“ Die Antworten wurden kodiert als „eine Frau“, „einen Mann“ oder „keine Person“ empfohlen. (2) „Welche weiteren CDU-Kandidaten für das Amt des Bundeskanzlers könnten Sie sich noch vorstellen?“ Die Antworten wurden kodiert als „mindestens eine Frau“ oder „keine Frauen“ als weitere Kandidaten empfohlen. Dieselben Fragen wurden ebenso in bezug auf die SPD gestellt. Variiert wurde wiederum die Sprachform: „Generisches Maskulinum“ vs. „Nennung beider Geschlechter“. Die Reihenfolge der Fragen nach der Partei wurden ausbalanciert.

Die Daten wurden mittels χ^2 -Tests analysiert. Zunächst wurden separate Analysen für weibliche und männliche Befragte durchgeführt.³ Da deren Ergebnisse vergleichbare Muster für weibliche und männliche Befragte zeigten, werden die folgenden Ergebnisse zusammengefaßt berichtet (vgl. Abbildung 1).

Betrachten wir zunächst die *Zahl genannter Frauen* bei der Frage nach der Kanzlerkandidatin/dem Kanzlerkandidaten. Hier erwies sich die Sprachversion als ein signifikanter Einflußfaktor in bezug auf die Kandidaten/Kandidatinnen der SPD: Wurden in der Frage explizit beide Geschlechter angesprochen, wurden deutlich mehr Frauen als Männer genannt (16.7% vs. 3.3%; $\chi^2 [2, N = 120] = 5.98, p = .05$). Für die CDU gab es dagegen keinen vergleichbaren Unterschied (6.7% vs. 3.3%; $\chi^2 [2, N = 120] = .71, p = .70$).

Genau umgekehrt lagen die Unterschiede bei der *Frage nach weiteren möglichen Kandidierenden*. Hier wurde

³ Um mögliche Interaktionen zwischen den Faktoren „Geschlecht der Befragten“ und „Sprachform“ varianzanalytisch zu untersuchen, wurden die beiden folgenden unabhängigen Variablen rekodiert: „Eine Frau als Kandidatin empfohlen“ (0 = „keine Frau empfohlen“ vs. 1 = „eine Frau empfohlen“) und „Weitere Frauen als Kandidatinnen empfohlen“ (Anzahl der empfohlenen Kandidatinnen von 0 bis 4). Die Ergebnisse der beiden ANOVAs ergaben keine Interaktionen zwischen dem „Geschlecht der Befragten“ und der „Sprachform“ (alle F 's < .95, $p = ns$).

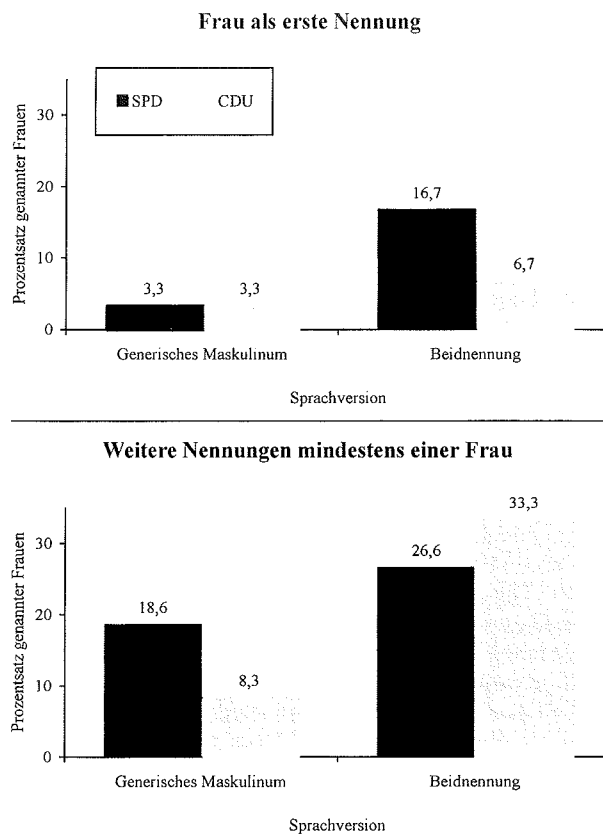


Abbildung 1. Prozentsatz der Befragten, die als mögliche SPD-/CDU-KandidatInnen eine oder mehrere Frauen benannt haben in Abhängigkeit vom Geschlecht der Befragten und der betrachteten Partei (als erste Nennung eine Frau bzw. die Nennung mindestens einer Frau als weitere mögliche KandidatInnen; vgl. Studie 2).

eine höhere Zahl von Frauen in der Beidnennungsbedingung im Vergleich zur Bedingung „Generisches Maskulinum“ genannt, wenn nach möglichen Kandidierenden der CDU gefragt wurde (33.3% vs. 8.3%; $\chi^2 [1, N = 120] = 11.37, p = .001$). Diesmal ergab sich kein entsprechender Unterschied für die SPD (Generisches Maskulinum: $M = 26.7\%$ vs. Beidnennung: $M = 18.3\%$ Nennung weiblicher Kandidierender; $\chi^2 [1, N = 120] = 1.16, p > .2$).

Diese Ergebnisse geben erste Hinweise darauf, daß eine häufigere Nennung von Frauen bei geschlechtergerechter Sprache nur dann erfolgt, wenn in der abgefragten Kategorie Frauen plausiblerweise vertreten sind (als SPD-SpitzenkandidatInnen z. B. Heide Simonis), nicht jedoch wenn Frauen deutlich weniger repräsentative Vertreterinnen der genannten Kategorie darstellen als die männlichen Exemplare (bei den CDU-KandidatInnen: z. B. Rita Süßmuth im Vergleich zu Helmut Kohl). Im Sinne dieser Argumentation wäre dann jedoch beim Nachdenken über weitere Kandidatinnen bei der SPD diese Liste nach Frau Simonis schon erschöpft, bei der CDU kommt jetzt aber z. B. im Vergleich zu Norbert Blüm usw. auch Rita Süßmuth in Frage.

Die Aufzählung berühmter Persönlichkeiten – Studie 3

Während in Studie 1 nach persönlichen Präferenzen bei der Nennung berühmter Persönlichkeiten gefragt wurde, waren wir in der vorliegenden Studie daran interessiert, ob die bloße kognitive Verfügbarkeit von weiblichen und männlichen berühmten Persönlichkeiten davon abhängt, in welcher Sprachform um eine Aufzählung gebeten wird. Neben der bereits untersuchten Wirkung der Beidnennung sollten in dieser Studie die Effekte einer weiteren alternativen Sprachform untersucht werden, nämlich des „Großen I“, z. B. PolitikerInnen oder SportlerInnen. Wir baten 45 weibliche und 45 männliche Befragte (überwiegend Studierende), einen Fragebogen zu beantworten, in dem angeblich der Zusammenhang von Medienkonsum und Gedächtnispräsenz von berühmten Persönlichkeiten untersucht werden sollte. Der Fragebogen enthielt 16 Fragen, wie z. B.: „Verfügen Sie über ein Fernsehgerät?“, „Hören Sie regelmäßig einen Radiosender?“. Die kritischen vier Fragen wurden folgendermaßen eingeleitet: „Geben Sie zu den folgenden Fragen bitte jeweils die drei prominenten Persönlichkeiten an, die Ihnen am schnellsten einfallen: Nennen Sie drei Sportler (Sänger, Politiker, Moderatoren)“. Der Fragebogen wurde in drei verschiedenen Sprachversionen vorgegeben: (a) Generisches Maskulinum, z. B. Politiker, (b) Beidnennung, z. B. Politikerinnen und Politiker, und (c) „Großes I“, z. B. PolitikerInnen.

Die Daten wurden mittels einer 3 (Sprachform: Generisches Maskulinum vs. Beidnennung vs. Großes I) \times 2 (Geschlecht der Befragten: Weiblich vs. Männlich) -faktoriellen ANOVA mit der abhängigen Variablen „Anzahl der genannten Frauen“ ausgewertet. Die „Anzahl genannter Frauen“ entsprach dabei der Summe der genannten Frauen über die vier Fragen. Die ANOVA ergab einen signifikanten Haupteffekt „Sprachform“ ($F [2, 89] = 11.05, p < .001$): In der Bedingung „Generisches Maskulinum“ wurden weniger Frauen genannt als in der Bedingung „Beidnennung“ und insbesondere als in der Bedingung „Großes I“ ($M = 2.37$ vs. $M = 2.67$ vs. $M = 4.72$). Der Kontrast zwischen „Generischem Maskulinum“ und den beiden anderen Bedingungen war statistisch signifikant ($p < .01$).⁴ Allerdings zeigten das „Große I“ und die „Beidnennung“ eine unterschiedliche Wirkung: In der Bedingung „Großes I“ wurden mehr Frauen genannt als in der Bedingung „Beidnennung“ ($t = -3.54, df = 86, p = .001$). Darüber hinaus ergab sich ein Haupteffekt „Geschlecht der Befragten“ ($F [1, 89] = 18.51, p < .001$): Weibliche Befragte nannten eine höhere Anzahl weiblicher Persönlichkeiten als männliche Befragte ($M = 4.20$ vs. $M = 2.30$). Es fand sich keine Interaktion

⁴ Vier Befragte antworteten auf das „Große I“ ausschließlich mit weiblichen Namen. Da diese Befragten diese Sprachform fälschlicherweise als Femininum, d. h. als geschlechtsspezifische Form, verstanden haben könnten, wurden die Analysen nochmals ohne diese Befragten durchgeführt. Der Ausschluß dieser unklaren Fälle veränderte die Ergebnisse jedoch nicht.

zwischen Sprachform und Geschlecht der Befragten ($F [2, 89] = .38, p > .60$). Das Experiment repliziert die Befunde von Experiment 1, nach denen der Abruf weiblicher und männlicher Exemplare aus dem Gedächtnis durch die Verwendung der Sprachformen Beidnennung und Generisches Maskulinum in erwarteter Weise beeinflusst wurde. Hinsichtlich der Wirkung alternativer Sprachformen zeigte sich eine stärkere gedankliche Einbeziehung von Frauen als Reaktion auf das „Große I“ im Vergleich zur Beidnennung.

Die Zuordnung von Personen – Studie 4

In dieser Studie untersuchten wir, ob Frauen als Exemplare einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe von Personen (z. B. Politiker) tatsächlich den Befragten nur mit einer zeitlichen Verzögerung in den Sinn kommen, wenn diese Personengruppe im generischen Maskulinum eingeführt wird (vgl. Kirdorf, 1997; Flumm, 1997; Stahlberg & Sczesny, 1999). In diesem Experiment mußten 48 weibliche und 48 männliche Studierende möglichst schnell entscheiden, ob ein per Diaprojektor dargebotenes Gesicht (Stimulusperson) einer bestimmten Kategorie von Personen zugeordnet werden konnte. Dazu wurde zunächst ein Fragewort wie z. B. „Sportler?“ eingeblendet. Dann sah die befragte Person z. B. ein Bild von Margaret Thatcher und hatte zu entscheiden, ob diese Stimulusperson der genannten Kategorie zugeordnet werden kann oder nicht. Die Kategorienbegriffe waren dabei wiederum im generischen Maskulinum, als Beidnennung oder mit dem „Großen I“ dargeboten.

Das Experiment bestand aus einer kurzen Übungsphase und einer Versuchsphase. In der Versuchsphase wurden bei jeder Teilnehmerin/jedem Teilnehmer 32 Beurteilungen von weiblichen und männlichen Prominenten erfaßt sowie individuelle Reaktionszeiten anhand von acht „neutralen“ Dias ermittelt (z. B. Kategorie: Geschirf? Bild: Tasse). Die Zuordnung zu einer Kategorie erfolgte jeweils durch Drücken einer Ja- oder einer Nein-Taste. Abschließend wurden die Teilnehmenden gebeten, einen Fragebogen zur Einstellung gegenüber geschlechtergerechter Sprache auszufüllen (ein aus dem Englischen übersetzter Fragebogen von Prentice, 1994). Der Fragebogen bestand aus fünf Items, die auf einer 9stufigen Skala von „stimme überhaupt nicht zu“ (1) bis „stimme voll und ganz zu“ (9) zu beurteilen waren. Beispielsweise wurde folgende Aussage zur Beurteilung vorgegeben: „Es ist niemals angemessen, die männliche Sprachform zu verwenden, wenn man Personen beiderlei Geschlechts bezeichnen will.“ Mit vier der vorgegebenen Items konnte eine ausreichend reliable Skala gebildet werden ($\alpha = .75$). Anhand eines Mediansplits ($Md = 1,75$) wurden die Teilnehmenden einer Gruppe mit negativen und einer Gruppe mit positiven Einstellungen zu geschlechtergerechter Sprache zugewiesen.

Die Daten wurden mittels einer 3 (Sprachversion: Generisches Maskulinum vs. Beidnennung vs. Großes I) \times 2 (Geschlecht der Stimulusperson: Weiblich vs. Männlich) \times 2 (Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache:

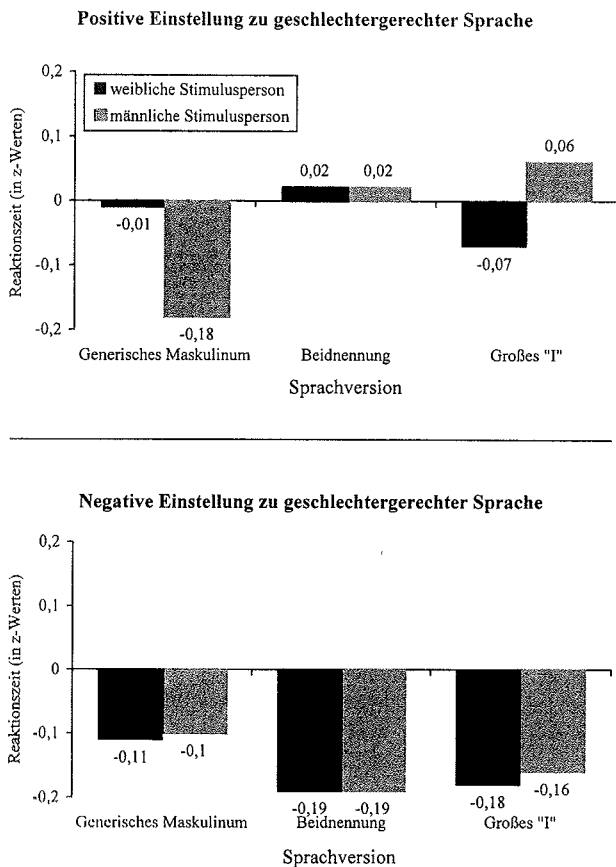


Abbildung 2. Reaktionszeiten (in z-Werten) in Abhängigkeit von Sprachversion, Geschlecht der Stimulusperson und Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache (Studie 4).

Positiv vs. Negativ) -faktoriellen Kovarianzanalyse mit Meßwiederholung (auf dem 1. Faktor) ausgewertet. Die abhängige Variable bildete die Reaktionszeit, als Kovariate wurde die individuelle Reaktionszeit miteinbezogen. Die Reaktionszeiten auf jedes einzelne Dia wurden z-transformiert.⁵ Die Ergebnisse ergaben zwei signifikante Interaktionseffekte von „Geschlecht der Stimulusperson“ und „Sprachversion“ ($F [2, 90] = 3.51, p < .05$) sowie von „Geschlecht der Stimulusperson“, „Sprachversion“ und „Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache“ ($F [2, 90] = 3.48, p < .05$; vgl. Abbildung 2): Während sich Personen mit einer *negativen Einstellung* zu geschlechtergerechter Sprache in keiner der Sprachversionen in ihren Reaktionszeiten auf weibliche und männliche Stimuluspersonen unterschieden (bei allen angeschlossenen Einzelvergleichen $p > .10$), reagierten Personen mit einer *positiven Einstellung* in unterschiedlicher Weise: In der Bedingung „Generisches Maskulinum“ wurde auf weibliche Stimuluspersonen langsamer reagiert als auf männliche Stimuluspersonen ($M = -.01$ vs. $M = -.18, t = 2.85, df = 12, p < .05$); in der Bedingung „Großes I“ zeigte sich in umgekehrter Weise, daß auf männliche Stimuluspersonen langsamer reagiert wurde als auf weibliche Stimuluspersonen ($M = .06$ vs. $M = -.07, t = -1.74, df = 16, p = .10$). Keine derartigen Unter-

schiede fanden sich bei Personen mit positiver Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache in der Bedingung „Beidnennung“ ($p > .10$).

Darüber hinaus ergaben sich keine weiteren signifikanten Effekte (alle F 's < 2.73 , alle p 's $> .10$). Die Sprachversion hatte also primär einen Einfluß, wenn die befragte Person eine positive Einstellung zu geschlechtergerechter Sprache besaß.

Diskussion

Mit den vorliegenden Ergebnissen liegt nunmehr eine umfangreichere Datenbasis zur Wirkung des Generischen Maskulinums im Deutschen vor. Der Gebrauch des generischen Maskulinums im Deutschen kann ähnlich wie im Englischen dazu führen, daß Frauen gedanklich in geringerem Maße einbezogen oder repräsentiert werden. Dieser Befund kann als gesichert gelten: In allen vier vorgestellten Studien führte der Gebrauch des generischen Maskulinums zu einem geringeren gedanklichen Einbezug von Frauen im Vergleich zu alternativen Sprachformen wie der Beidnennung oder dem „Großen I“. Dies zeigte sich sowohl bei direkten Maßen (vgl. Studie 1 bis Studie 3) wie der Anzahl der Nennungen von Frauen als auch in eingeschränkter Form bei indirekten Maßen wie Reaktionszeiten (vgl. Studie 4).

Hinsichtlich der Wirkung der unterschiedlichen sprachlichen Alternativen zum generischen Maskulinum entsprachen sich geschlechtsneutrale Formulierung (z. B. Romanfigur) und Beidnennung (z. B. Romanheldin und Romanheld) in ihrer Wirkung (vgl. Studie 1). Im Vergleich zur Beidnennung führte insbesondere das „Große I“ zum stärksten gedanklichen Einbezug von Frauen (vgl. Studie 3 und Studie 4). Diese Sprachform könnte als Femininum mißverstanden worden sein; dies kann jedoch aufgrund der in Studie 3 ergänzend durchgeführte Analyse ohne die Befragten, die auf das „Große I“ ausschließlich mit weiblichen Namen geantwortet hatten, ausgeschlossen werden. Auch könnte das „Große I“, aufgrund der Verletzung der deutschen Orthographie durch einen innenstehenden Großbuchstaben, als cue für „political correctness“ wahrgenommen werden. Im Sinne eines experimentellen Aufforderungscharakters könnten die Befragten dann annehmen, eine „feministisch orientierte“ Versuchsleitung würde die hohe Anzahl von Frau-

⁵ Ein Reaktionszeit-z-Wert von 0 bedeutet eine genau durchschnittliche Reaktionszeit auf das Dia, ein negativer Wert eine schnellere und ein positiver Wert eine langsamere Reaktion einer Person auf das betreffende Dia. Die z-Transformation ermöglichte den Ausschluß von Unterschieden in den Bekanntheitsgraden der prominenten Persönlichkeiten und den Ausschluß von „Ausreißern“ aus den Berechnungen, d.h. von extrem langen Reaktionszeiten, z. B. aufgrund des Nichterkennens eines/einer Prominenten. Ab einem z-Wert von 2,5 Standardabweichungen (zwischen -2,5 und +2,5 Standardabweichungen lagen 98,8 % der Antworten) wurde eine Antwort nicht mehr in die Berechnungen einbezogen. Aufgrund der Entfernung von „Ausreißern“ ergab sich eine Verlagerung der Werte in den negativen Bereich.

ennennungen begrüßen. Neben der Assoziation dieser Sprachform mit feministischen Ideen stellt auch deren phonologische Ähnlichkeit mit dem spezifischen Femininum eine Erklärung dar. Gelesen klingen beide Formen gleich. So ergaben Experimente zur phonologischen Kodierung bei der Identifizierung von gelesenen Worten, daß das Wort „hare“ fälschlicherweise als Bestandteil der Kategorie „parts of the body“ klassifiziert wurde (Van Orden, Johnston & Hale, 1988; Van Orden, 1987). Zukünftige Forschung sollte die Wirkung des „Großen I“ auf den gedanklichen Einbezug von Frauen auch in verschiedenen Kontexten untersuchen, da diese Schreibweise mittlerweile in informellen Texten verbreitet ist.

Die Effekte der Sprachform wurden nicht durch das Geschlecht der Befragten moderiert. Frauen reagierten auf alternative Sprachformen im Deutschen nicht spezifisch stärker mit weiblichen Vorstellungsbildern als Männer, wie es für das Englische berichtet wird (vgl. z. B. Gastil, 1990; Prentice, 1994). Unabhängig von der Sprachform reagierten die weiblichen Befragten jedoch in zwei von drei Studien (vgl. Studie 1 und Studie 3) mit einem stärkeren gedanklichen Einbezug von Frauen als die männlichen Befragten. Neben der bereits weiter oben angeführten Erklärung, nach der Frauen möglicherweise stärker geneigt sind, einen „male bias“ in der Sprache zu vermeiden, führt Prentice (1994) noch weitere mit dieser Erklärung verbundene Aspekte an: Danach reagieren Frauen möglicherweise mit einer größeren Sensitivität auf die verschiedenen Sprachformen, da diese für sie mehr Konsequenzen haben können als für Männer, z. B. Verunsicherung als Reaktion auf das generische Maskulinum, da manchmal – wie oben angeführt – unklar bleibt, ob es im generischen oder spezifischen Sinne gemeint ist, Frauen sich also angesprochen fühlen sollten oder nicht. Auch wird angenommen, daß Individuen die Neigung haben, sich eine Person allgemein aus einer egozentrischen Perspektive heraus wie sich selbst und damit auch als eine Person des eigenen Geschlechts vorzustellen. Schließlich favorisieren Personen ihre eigene Gruppe (Tajfel, 1982), wonach der Geschlechtsunterschied auch auf einen „gendercentrism“ zurückgeführt werden könnte.

Im Gegensatz zum Geschlecht der Befragten erwies sich die Einstellung der Befragten zu geschlechtergerechter Sprache als relevante Moderatorvariable (vgl. Studie 4): Die Sprachversion hatte primär dann einen Einfluß, wenn die befragte Person eine positive Einstellung besaß. Dieser Befund ist insbesondere deshalb interessant, da er nahelegt, daß Änderungen in der gesellschaftlichen Einstellung zum Gebrauch geschlechtergerechter Sprache bzw. ausschließlich generisch maskuliner Formen zu unterschiedlichen Interpretationen des generischen Maskulinums führen können. Je selbstverständlicher und gesellschaftlich akzeptierter der Gebrauch alternativer sprachlicher Formen wie Beidnennung oder das „Große I“ wird, desto eher sollten generisch maskuline Formen im Sinne eines spezifischen Maskulinums interpretiert werden. Zukünftige Forschung auf diesem Gebiet ließe damit eventuell sogar stärkere Effekte erwarten, als sie in den vorliegenden Arbeiten dokumentiert wurden.

Eine weitere relevante Variable stellt der Kontext dar, in dem die verschiedenen Sprachformen gebraucht werden, wie die vorgestellte Studie zur Kandidatur für eine Wahl nahelegt (vgl. Studie 2): Eine häufigere Nennung von Frauen bei geschlechtergerechter Sprache erfolgte hier nur dann, wenn weibliche Exemplare in der entsprechenden Kategorie in angemessener oder relevanter Häufigkeit vertreten waren. Sie blieb jedoch aus, wenn dies nicht der Fall war, d. h. wenn diese Kategorie überwiegend durch männliche Exemplare repräsentiert war. Allerdings ist diese Interpretation der Daten des zweiten Experiments zunächst als vorläufig anzusehen. Zukünftige Forschungsarbeiten, in denen z. B. die Basisraten von Männern und Frauen in einem vorgegebenen Stimulusmaterial variiert werden könnten, um dann anschließend in einem Erinnerungstest, in dem wiederum die Sprachformen variiert werden, nach der Häufigkeit weiblicher und männlicher Exemplare zu fragen, würden eine direkte Überprüfung dieser offenen Frage erlauben.

Ein solcher Forschungsansatz würde auch die Beantwortung der weitergehenden Frage erlauben, ob unterschiedliche Sprachformen zu einer unterschiedlich validen Repräsentation der tatsächlichen Wahrnehmungsobjekte führen. Die Frage, die hiermit angesprochen wird, ist, ob es sich bei den Effekten des generischen Maskulinums primär um eine relative Unsichtbarkeit von Frauen (relativ im Vergleich zu anderen geschlechtergerechteren Sprachformen) oder um eine absolute Unterschätzung (im Vergleich zur Zahl tatsächlich in der Kategorie vorhandener Frauen) handelt. Diese Frage kann mit den vorliegenden Studien nicht beantwortet werden. So könnte es durchaus sein, daß gerade alternative Sprachformen wie das „Große I“ zu einer verzerrten Einschätzung führen: Beispielsweise könnten Frauen gedanklich einbezogen werden, obwohl in dem entsprechenden Kontext kaum oder keine Frauen vertreten sind, wenn durch Formen der Beidnennung oder des „Großen I“ explizit auf die mögliche Existenz von Frauen hingewiesen wird.

Es wäre ferner denkbar, daß generisch maskuline Formen quasi als „default“ relativ automatisch verarbeitet werden, während im Falle alternativer Sprachformen kontrollierte Prozesse aktiviert werden. Sprachformen wie Beidnennung oder „Großes I“ enthielten demnach einen Hinweisreiz, der eine Reflektion der Geschlechterverteilung initiiert. Konkret ließe sich folgender Zusammenhang annehmen: Im Kontext des oben beschriebenen Erinnerungsexperiments könnten z. B. in der Stimulusdarbietungsphase Personen aus einer Gruppe dargeboten werden, für die von den Befragten angenommen wird, daß hier eine Gleichverteilung beider Geschlechter vorliegt (z. B. VolleyballspielerInnen). Würde die Annahme einer automatischen Verarbeitung bei einer Abfrage nach der Anzahl von Frauen unter den dargebotenen Stimuluspersonen gelten, sollten die Befragten bei einer solchen Abfrage ungefähr 50 % Frauen angeben, und zwar unabhängig von der tatsächlichen Zahl weiblicher Stimuluspersonen in dem dargebotenen Material. Sollten darüber hinaus die ungewohnteren geschlechtergerechteren Sprachformen Beidnennung und insbesondere das „Große I“ zu einer tieferen Verarbeitung führen, wäre anzu-

nehmen, daß in der Erinnerungsphase in diesem Fall nicht top-down verarbeitet würde (Abruf einfacher Basisraten-erwartungen), sondern daß in diesem Fall versucht werden würde, im Gedächtnis nach entsprechenden weiblichen und männlichen Exemplaren zu suchen. In diesem Fall sollten Effekte der tatsächlichen Geschlechterverteilung im Stimulusmaterial zu beobachten sein. Erste experimentelle Ergebnisse aus unserer Arbeitsgruppe weisen in diese Richtung.

Auch die oben diskutierte Annahme, daß der Gebrauch des „Großen I“ als Hinweis auf „politische Korrektheit“ im Sinne der Aufforderung, Frauen z. B. als Lieblingsfigur in der Geschichte oder der Literatur zu nennen, verstanden wird, ließe sich im Sinne eines solchen Einflusses kontrollierter Prozesse erklären. In diesem Zusammenhang wäre z. B. interessant, ob die hier dokumentierten Effekte der sprachlichen Formulierung ebenso zu beobachten wären, wenn Beispiele für negativ bewertete Personen gegeben werden sollten (z. B. Personen, die sich durch Mißerfolge im Beruf oder Verbrechen auszeichnen). In bisherigen Studien wurden nur positive Kontexte untersucht.

Abschließend stellt sich in Anschluß an die hier berichteten Ergebnisse auch die Frage ihrer praktischen Bedeutung. Zu klären wäre hier, ob der Gebrauch des generischen Maskulinums auch negative Folgen wie z. B. Diskriminierung haben kann. Negative Konsequenzen werden in Studien aus dem englischsprachigen Raum berichtet: So können beispielsweise im generischen Maskulinum formulierte Stellenanzeigen Frauen schon im Vorfeld davon abhalten, sich auf die entsprechenden Stellen zu bewerben (Bem & Bem, 1973). In einer Untersuchung von Briere und Lanktree (1983) wurden ansonsten geschlechtsneutrale Beschreibungen von Berufen zudem als weniger attraktiv für Frauen gewertet, wenn sie im generischen Maskulinum präsentiert wurden, als wenn sie in einer geschlechtsneutralen Sprache gehalten waren. Und schließlich berichten Hamilton, Hunter und Stuart-Smith (1992), daß amerikanische Studierende, die sich in die Rolle von Geschworenen versetzen sollten, bei einer eines Tötungsdelikts angeklagten Frau stärker auf Notwehr plädierten, wenn ihnen der Notwehrparagraf zuvor in geschlechtergerechter Sprache (der Beidnennung) und nicht im Maskulinum dargeboten wurde. Diese Studien belegen zumindest für den englischen Sprachraum die Alltagsrelevanz der hier diskutierten sprachlichen Formen zur Benennung von Personen beiderlei Geschlechts.

Literatur

- Bem, S. L. & Bem, D. (1973). Does sex-biased job advertising "aid and abet" sex discrimination? *Journal of Applied Social Psychology*, 3, 6–18.
- Briere, J. & Lanktree, C. (1983). Sex-role related effects of sex bias in language. *Sex Roles*, 9, 625–632.
- Braun, F. (1993). Was hat Sprache mit Geschlecht zu tun? Zum Stand linguistischer Frauenforschung. In U. Pasero & F. Braun (Hrsg.), *Frauenforschung in universitären Disziplinen – „Man räume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein ...“* (S. 189–227). Opladen: Leske & Budrich.
- Braun, F. (1994). Ist „der Bürger“ geschlechtsneutral? Zur sprachlichen Gleichstellung von Frauen und Männern. In *Mitteilungen des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie*, 19, 62–70.
- Braun, F. (1996). Das große I und seine Schwestern – eine kritische Bewertung. *Deutschunterricht*, 1, 54–62.
- Braun, F., Gottburgsen, A., Sczesny, S. & Stahlberg, D. (1998). Können *Geophysiker* Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 26, 265–283.
- Flumm, E. (1997). *Gedankliche Einbeziehung von Frauen im generischen Maskulinum vs. in geschlechterspezifisierenden Sprachformen: Effekte der Sprachversion und der Einstellung zu einer geschlechtergerechten Sprache*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Gießen.
- Gastil, J. (1990). Generic Pronouns and sexist language: The oxymoronic character of masculine generics. *Sex Roles*, 23, 629–643.
- Grabrucker, M. (1993). *Vater Staat hat keine Muttersprache*. Frankfurt: Fischer.
- Hamilton, M. C., Hunter, B. & Stuart-Smith, S. (1992). Jury instructions worded in the masculine generic: Can a woman claim self-defense when "he" is threatened? In J. C. Chrisler & D. Howard (Eds.), *New directions in feminist psychology. Practice, theory, and research* (Springer Series: Focus on Women, Vol. 13, 169–178). New York: Springer Publishing Company.
- Hellinger, M. (1990). *Kontrastive Feministische Linguistik*. Ismaning: Max Huber Verlag.
- Hyde, J. S. (1984). Children's understanding of sexist language. *Developmental Psychology*, 20, 697–706.
- Irmen, L. & Kaczmarek, N. (2000). *Beeinflusst das grammatische Geschlecht die Repräsentation von Personen in einem mentalen Modell? Ein Vergleich zwischen einer englischsprachigen und einer deutschsprachigen Stichprobe*. 42. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Jena.
- Irmen, L. & Köhncke, A. (1996). Zur Psychologie des „generischen“ Maskulinums. *Sprache & Kognition*, 15, 152–166.
- Kirdorf, B. (1997). *Personenbezeichnungen im Deutschen und die gedankliche Einbeziehung von Frauen: Effekte der Sprachversion und der Geschlechtsrollenorientierung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Gießen.
- Kindsvater, S. (1996). *Sexismus in der Sprache*. Unveröffentlichte Semesterarbeit, Universität Gießen.
- MacKay, D. G. & Fulkerson, D. C. (1979). On the comprehension and production of pronouns. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 18, 661–673.
- Moulton, J., Robinson, G. M. & Elias, C. (1978). Sex bias in language use. „Neutral“ pronouns that aren't. *American Psychologist*, 33, 1032–1036.
- Prentice, D. A. (1994). Do language reforms change our way of thinking? *Journal of Language and Social Psychology*, 13, 3–19.

- Rothermund, K. (1998). Automatische geschlechtsspezifische Assoziationen beim Lesen von Texten mit geschlechtseindeutigen und generisch maskulinen Text-Subjekten. *Sprache & Kognition*, 17, 152–166.
- Scheele, B. & Gauler, E. (1993). Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als WissenschaftlerInnen? Das Genus-Sexus-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativitätsthese. *Sprache & Kognition*, 12, 59–72.
- Stahlberg, D. & Sczesny, S. (1999). *Effects of sexist and non-sexist language in German*. XIIth General Meeting, European Association of Experimental Social Psychology, Oxford.
- Stahlberg, D., Sczesny, S., Braun, F. & Gottburgsen, A. (1998). *Generic masculine terms in German*. 24th International Congress of Applied Psychology, International Association of Applied Psychology, San Francisco.
- Stahlberg, D., Sczesny, S. & Braun, F. (under review). *Name your favorite musician: Effects of masculine generics and of their alternatives in German*.
- Tajfel, H. (Ed.) (1982). *Social identity and intergroup relations*. London: Cambridge University Press.
- Van Orden, G. C. (1987). A ROWS is a Rose. *Memory & Cognition*, 15, 181–198.
- Van Orden, G. C., Johnston, J. C. & Hale, B. L. (1988). Word identification in reading proceeds from spelling to sound to meaning. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 14, 371–386.

Prof. Dr. Dagmar Stahlberg

Lehrstuhl für Sozialpsychologie
Universität Mannheim

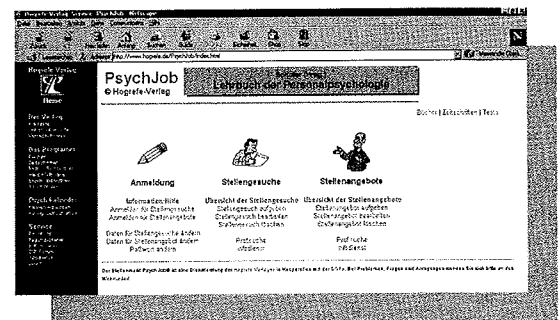
D-68131 Mannheim

E-Mail: dstahlberg@sowi.uni-mannheim.de

Stellengesuche & Stellenangebote online!

Der Hogrefe-Verlag bietet Ihnen in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Psychologie einen Online-Stellenmarkt für PsychologInnen an. **PsychJob**® stellt Ihnen folgende Serviceleistungen zur Verfügung:

- @ Veröffentlichung von Stellengesuchen und -angeboten
- @ Aktuelle Angebote durch sofortige Online-Eintragung
- @ Flexible Suchoptionen nach Tätigkeits- und Fachbereich sowie weiteren speziellen Auswahlkriterien
- @ Automatische Benachrichtigung der Stellenanbieter und -sucher bei Eingang geeigneter Inserate per E-mail



Hogrefe

Hogrefe-Verlag

Rohnsweg 25, 37085 Göttingen

Tel.: 05 51 - 4 96 09-0, Fax: -88

E-mail: verlag@hogrefe.de

Internet: www.hogrefe.de